

Gestalttage, 29.-30. 1. 2016, Wien

Fachsektion Integrative Gestalttherapie im ÖAGG

Frank-M. Staemmler

## **Sprache und Sprechen**

Ich bedanke mich herzlich für die Einladung, hier zu sprechen. Und ich freue mich, dass die Organisatoren für diese Tagung ein Thema gewählt haben, das besondere Beachtung verdient. Denn, wie Heidegger sagt: „Das Vermögen zu sprechen ist . . . nicht nur *eine* Fähigkeit des Menschen, gleichgeordnet seinen übrigen. Das Vermögen zu sprechen zeichnet den Menschen zum Menschen aus“ (2003, 241 – H.i.O.).

Ich habe dazu bei Paul Goodman eine schöne Beobachtung gefunden; er schreibt:

Man muss sich einmal den Unterschied zwischen einem Mann vorstellen, der mit den Fingern in Richtung seines Begleiters schnippt und erwartet, dass dieser ihm wie ein Hund folgt, und einem anderen Mann, der sagt, „Lass uns gehen“, wie kurz auch immer. Wer angesprochen wird, wird wenigstens als menschliches Wesen anerkannt. (1971, 3f.)

Dessen ungeachtet haben Sprache und Sprechen in der Tradition der Gestalttherapie leider nicht immer den besten Ruf genossen und deswegen nicht das gebührende Interesse gefunden. Die Älteren von uns werden sich noch gut daran erinnern, zu diesem Thema mit Zitaten von Fritz Perls belehrt worden zu sein, die z. B. folgendermaßen lauteten:

Nicht nötig, auf den Inhalt zu hören

Das Medium ist die Botschaft

Deine Worte lügen und verführen

Der Klang jedoch ist ehrlich. (1981, 245)

Solche Statements müsste man als völlig überzogene Generalisierungen oder blanken Unsinn verstehen, wenn man nicht den Kontext berücksichtigen würde, in dem Perls sich äußerte. Denn es ging ihm um die Abgrenzung von der klassischen psychoanalytischen *talking cure*, in der eine therapeutische Sitzung

zur reinen *Sprech-Stunde* wurde. Andernorts findet man auch bei Perls durchaus differenziertere und positivere Stellungnahmen (vgl. Staemmler 2003, 9ff.).

Mit seinen provokativen Formulierungen wie der eben zitierten wollte Perls einen Kontrapunkt setzen zu dem, was Paul Goodman als „Verbalisieren“ bezeichnete, „eine Sprechweise, die unsensibel, langatmig, gefühllos, monoton, inhaltlich stereotyp, unflexibel in der Ausdrucksfähigkeit, mechanisch in der Syntax und bedeutungslos ist“ (Perls, Hefferline & Goodman 2006, 144).

Perls und Goodman wandten sich, so gesehen, gegen jenes *kontaktlose* Gerede, bei dem die gesprochenen Worte abgelöst sind von ihren persönlichen, emotional belebten Bedeutungen, mit denen sie aber unbedingt verknüpft sein müssen, wenn das Gespräch zwischen Menschen zu einem vitalen, sinnvollen und Verbindung stiftenden Ereignis werden soll – zum Ausdruck eines *erotischen* Verhältnisses zur Welt (vgl. Staemmler 2009, 23ff.).

Mehr will ich zur historischen Einordnung des Tagungsthemas gar nicht sagen. Ich möchte in meinem Vortrag vielmehr ein paar Thesen formulieren, von denen ich hoffe, dass sie den Diskussionen unserer gemeinsamen Tage hier einen Rahmen geben und dazu beitragen, unsere Gespräche anregend und lebendig zu machen. – Doch zunächst noch ein paar Bemerkungen zu den Schlüsselwörtern des Tagungsthemas, „Sprache“ und „Sprechen“:

Dieses Thema greift eine Unterscheidung auf, die ja seit de Saussure (1931) üblich ist und die – in umgekehrter Reihenfolge – auch von Paul Goodman in seinem letzten Buch *Speaking and Language* (1971) thematisiert wurde. Das in einer Kultur gültige System der Sprache (bei de Saussure „*la langue*“), bildet nicht nur einen allgemeinen Hintergrund, vor dem alles konkrete Sprechen („*la parole*“) stattfindet. Es stellt vielmehr eine Art *Medium* dar, in dem sich die Angehörigen einer Kultur wie die Fische im Wasser bewegen und das zugleich ihr Denken und Fühlen durch und durch beeinflusst.

Darüber, in welchem Verhältnis Sprache und Sprechen zueinander stehen, gibt es sehr unterschiedliche Auffassungen (vgl. z. B. Krämer & König 2002). Für Wilhelm von Humboldt, den ich als ein ‚klassisches‘ Beispiel nennen möchte, war die Tätigkeit des „jedesmaligen Sprechens“ (1907/1968, 46) das Wesentliche; er beschrieb es als etwas „beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes“ (a.a.O., 45). Die Sprache dagegen verstand er als „die

Totalität dieses Sprechens“ (a.a.O., 46), ihre Regeln aber als eine Abstraktion, ein „todes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung“ (a.a.O.).

Für Humboldt war die Verschiedenheit von Sprachen außerdem „nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst“ (1905/1968, 27). Sprache darf daher keineswegs einfach nur als eine Art ‚Werkzeug‘ verstanden werden, das wir „zur Hand nehmen und aus der Hand legen, wenn es seinen Dienst getan hat“ (Gadamer 1993, 149).

Deshalb formulierte Whorf – radikaler und einseitiger als Humboldt – sein berühmtes „linguistisches Relativitätsprinzip“, dem zufolge Menschen, die in unterschiedlichen Sprachen sozialisiert werden, zu „typisch verschiedenen Beobachtungen und verschiedenen Bewertungen äußerlich ähnlicher Beobachtungen geführt [werden]. Sie sind daher als Beobachter einander nicht äquivalent, sondern gelangen zu irgendwie verschiedenen Ansichten von der Welt“ (1963, 20).<sup>1</sup>

Diese Tatsache ist insofern nicht zu unterschätzen, als damit *innerhalb* einer Sprachgemeinschaft ein weit reichendes Bezugssystem existiert, das wir miteinander teilen, das uns die Verständigung ermöglicht und mit dem wir – durch jedes konkrete Sprechen mit einem konkreten Du hindurch – immer mit der ganzen Sprachgemeinschaft, dem kollektiven Du, in Verbindung treten. Ein englischer Autor hat das einmal so formuliert: „One is *talked* into membership in the human community.“ – „Man wird in die Mitgliedschaft an der menschlichen Gemeinschaft hinein *gesprachen*“ (Wood 1994, 145 – H.i.O.).

Es geht mir im Weiteren allerdings hauptsächlich um das konkrete Sprechen, wie es im therapeutischen Kontext stattfindet, und nicht so sehr um das abstrakte System der Sprache. An erster Stelle möchte ich jedoch auf etwas eingehen, das sozusagen *vor* Sprache und Sprechen liegt, und damit meine erste These aufstellen:

---

<sup>1</sup> Zur Kritik an Whorfs Relativismus vgl. z. B. Trabant (2008, 82ff.), der allerdings den Universalismus Chomsky'scher Prägung gleichermaßen kritisch sieht.

*These 1: Sprache und Sprechen sind linguistische Phänomene,  
die auf der menschlichen Dialogizität aufbauen.*

Da der Begriff der Dialogizität – im Unterschied zu den Wörtern Dialog und Dialogik – vielen KollegInnen nicht geläufig ist, will ich ihn kurz erläutern, indem ich an zwei Aussagen von Martin Buber anknüpfe, die sicher den meisten von Euch bekannt sind: „Im Anfang ist die Beziehung“ (1936, 35) und „Der Mensch wird am Du zum Ich“ (a.a.O., 36).

Buber spricht hier eine Grunddimension des Menschseins an, die jeder konkreten Begegnung zwischen Du und Ich und allen konkreten Kommunikationen vorausgeht: Das, was wir ein „Ich“ oder ein „Selbst“ nennen, kann nur zu dem werden, was es jeweils ist, wenn es in Beziehung zu einem Du steht, von dem es gesehen, anerkannt und angesprochen wird (vgl. Staemmler 2015). Kurz und knapp gesagt, „Kommunikation ist der Ursprung der Psyche“ (Kaye 1982, 4). Der berühmte Literaturwissenschaftler Michail Bakhtin drückt es so aus:

Alles, was mich betrifft, bei meinem Namen angefangen, tritt aus der externen Welt in mein Bewusstsein durch die Mäuler der Anderen . . . Ich werde meiner selbst anfänglich durch die Anderen gewahr: Von ihnen empfangen ich Wörter, Formen und Tonalitäten für die Bildung meiner anfänglichen Vorstellung von mir selbst. So, wie sich der Körper ursprünglich im Mutterleib . . . bildet, erwacht das Bewusstsein eines Menschen in der Umhüllung durch das Bewusstsein Anderer. (1986, 138)

Von daher wird vielleicht verständlich, was ich mit meiner ersten These in Anlehnung an Bakhtin sagen will:

Dialogische Beziehungen sind eine sehr viel weiter reichende Erscheinung als die Beziehungen zwischen den Repliken eines . . . Dialogs, dialogische Beziehungen sind eine fast universale Erscheinung, die die ganze menschliche Rede und alle Beziehungen und Erscheinungen des menschlichen Lebens durchdringt, überhaupt alles, was Sinn und Bedeutung hat. (1971, 48)

„Dialogische Beziehungen liegen also außerhalb der Linguistik“ (a.a.O., 203). Das passt übrigens ziemlich gut zu einer der Aussagen in dem Buch von Perls, Hefferline und Goodman, die für mich besondere Bedeutung haben: „Der Kontakt selbst ist die erste und unmittelbarste Wirklichkeit“ (2006, 21).

Alle Eltern, die ein Kind von Geburt an begleitet haben, können bestätigen, dass zwischen ihnen und ihrem Baby von Anfang an eine Beziehung mit dialogischen Qualitäten bestand, die keineswegs auf einen sprachlichen Austausch angewiesen war. Und damit komme ich zu meiner zweiten These:

*These 2: Die Kommunikation beginnt schon vor dem Spracherwerb und schafft Voraussetzungen, auf denen später jeder verbale und nonverbale Dialog aufbaut.*

Die neuere Entwicklungspsychologie hat das nicht nur im Prinzip vielfach belegt, sondern auch im Detail sehr genau untersucht. Dabei ist äußerst deutlich geworden, dass die Babys nicht nur die passiven Empfänger von Mitteilungen sind, sondern auf ihre Art sehr aktiv zur Interaktion mit ihren Bezugspersonen beitragen. Das betrifft z. B. so grundlegende Aspekte wie das Abwechseln von Aktivität und Passivität der Partner innerhalb einer Interaktion (engl.: *turn-taking*), das sich später u. a. in jedem Gespräch am Rhythmus des abwechselnden Sprechens und Zuhörens zeigt.

Bei einer dieser Untersuchungen ging es um das Phänomen, dass beim Stillen ein bestimmter Rhythmus zu beobachten ist. Die Babys saugen zwischen vier und zehn Mal und machen dann eine Pause von vier bis 15 Sekunden. Die Mütter, die sich während der Saugsequenz in der Regel still verhalten, reagieren auf die Pausen häufig damit, dass sie ihr Baby sanft schütteln (wobei sie manchmal auch Laute oder Wörter von sich geben); wenn man sie danach fragt, warum sie das tun, geben sie meist an, das Kind wachhalten bzw. zum weiteren Saugen animieren zu wollen.

Eine genaue Analyse der zeitlichen Abfolgen von kindlichen Saugpausen und den Reaktionen der Mütter ergab nun allerdings, dass die Erklärungen der Mütter nicht ganz mit den Fakten in Einklang zu bringen sind. Zur Überraschung der Forscher stellte sich nämlich heraus, dass „mütterliches Schütteln *keine* neue Saugaktivität herbeiführt: Es ist vielmehr das *Ende* des Schüttelns während einer Saugpause, das die neue Saugaktivität hervorruft“ (Kaye & Wells 1980, 42 – H.d.V.).

Dieser Ablauf hat Ähnlichkeiten mit dem eines Gesprächs und lässt sich kurz so beschreiben: Das Baby hört auf zu saugen und überlässt damit der

Mutter den Raum, ihrerseits aktiv zu werden; dann antwortet die Mutter mit dem Schütteln. Wenn sie wieder aufhört, signalisiert sie damit dem Baby: „Jetzt bist du wieder dran!“ Daraufhin wird das Baby erneut aktiv und fängt an zu saugen. – Der Dialogphilosoph und Ethiker Emmanuel Lévinas sagt dazu: „Diese Beziehung der Nähe, dieser Kontakt . . . ist die ursprüngliche Sprache, Sprache ohne Worte und Sätze, reine Kommunikation“ (1983, 280).

Man kann diese Beobachtungen in einem knappen Satz zusammenfassen: „Das Kind lernt, ein Gespräch zu führen – lange, bevor es sprechen kann“ (Butzkamm & Butzkamm 2008, 36). So können Neugeborene z. B. bereits ihre Muttersprache von anderen Sprachen unterscheiden (vgl. Papoušek 1995, 146), und die Melodie ihres Schreiens entspricht der in ihrer Muttersprache üblichen Satzmelodie (vgl. Mampe et al. 2009). Wenn die Kinder dann ein Jahr alt geworden sind und sich ihrem ersten sprachlichen Ausdruck nähern, kann man z. B. sehr eindrücklich beobachten, dass sie die präverbalen Formen des *turn-taking* schon gut beherrschen:

**Film** [https://www.youtube.com/watch?v=\\_JmA2CIUvUY](https://www.youtube.com/watch?v=_JmA2CIUvUY)

Solche basalen dialogischen Strukturen durchziehen im weiteren Leben nicht nur jede sprachliche Kommunikation, sondern finden sich auch in zahllosen anderen Interaktionsformen, z. B. in künstlerischen wie dem Tanz oder in der Musik. Anders gesagt: Diese Strukturen lösen sich nicht zu der Zeit auf, in der Menschen zu sprechen anfangen; sie prägen vielmehr *jeden* zwischenmenschlichen Austausch, ob verbal oder nonverbal.

Die Art und Weise, in der sich solche dialogische Strukturen und Beziehungen von Geburt an herausbilden, ist typischerweise leiblich bzw., um mit Merleau-Ponty zu sprechen, „zwischenleiblich“. Mein Beispiel vom Stillen war deswegen nicht zufällig gewählt, denn sowohl das Saugen des Babys als auch das sanfte Schütteln der Mutter und andere Berührungen sind körperliche Aktivitäten, die – ebenso wie die dabei zugleich stattfindenden „Blickdialoge“ (Petzold, 1995) – zeigen, dass Dialogizität und Zwischenleiblichkeit Hand in Hand gehen. Man konnte das ja auch in dem Film gut beobachten, den ich Euch gerade gezeigt habe. – Das führt mich zu meiner dritten These:

*These 3: Sprache und Sprechen haben ihre Wurzeln in der Leiblichkeit  
des Menschen, die jeder Kommunikation zugrunde liegt.*

Ich möchte dazu einen der bekanntesten Säuglingsforscher, Colwyn Trevarthen, zitieren:

Im Verlauf ihres zarten, intimen, liebevollen und rhythmisch regulierten spielerischen Austauschs (auch ‚Protokonversation‘ genannt) betrachten zwei Monate alte Säuglinge die Augen und den Mund der Person, die sich an sie wendet, und hören auf deren Stimme. . . . Der Säugling . . . reagiert mit Bewegungen des Gesichts, der Hände oder des vokalen Systems. . . . Kleinkind und Erwachsener können sich für eine gewisse Zeit und offenbar in gleicher Weise auf ihre jeweiligen motivationalen Zustände einstimmen und verwenden dabei ähnliche melodische und prosodische Formen der Äußerung und ähnliche Rhythmen in ihren Gesten. Dabei tritt der Erwachsene in den Modus des liebevollen, intuitiven Beelterns ein, während dessen er den Säugling imitiert und zugleich in eine spezielle, emotional koordinierte ‚Musikalität‘ des stimmlichen Ausdrucks eintritt; dieser wird von einem angeregten, aber freundlichen und fröhlichen Mienenspiel und von Tanz-ähnlichen Bewegungen in der Körperhaltung und den Gesten, die zu den vokalen Äußerungen passen, sowie von zärtlichen und spielerischen Berührungen und Bewegungen der kindlichen Hände, seines Gesichts und Körpers begleitet. (Trevarthen & Aitken 2001, 6)

Ich habe mich entschieden, dieses Zitat trotz seiner Länge vorzutragen, weil es so anschaulich verdeutlicht, wie meine bisherigen Thesen zusammenhängen: Leiblichkeit ist primär *Zwischenleiblichkeit* und daher immer auch Dialogizität. Man kann daran auch sehen, dass bereits das präreflexive Selbst über die Fähigkeit zum dialogischen Austausch verfügt.

Die enge Verflechtung zwischen Leiblichkeit und Kommunikation setzt sich in späteren Lebensphasen u. a. in der engen Verflechtung zwischen Mimik, Gestik und sprachlichem Ausdruck fort (vgl. Goldin-Meadow 1998; Kendon 2005). Dies hat vermutlich damit zu tun, dass „Rede und Gestik ihren Ursprung in demselben neuronalen System haben“ (Gibbs 2005, 168). Aus diesen und anderen Gründen kann man ohne Zögern feststellen: Unser gesamter Körper bildet ein einziges, ganzheitliches „Sprechorgan“ (Matta 1986, 4).

Und mit diesem expressiven Organ treten wir in kommunikative Verbindung mit den Anderen.

Aber auch das *Verstehen* sprachlicher Mitteilungen, die wir empfangen, umfasst körperliche Aktivitäten, die nicht nur das Hören selbst betreffen. Wissenschaftler einer neueren Forschungsrichtung, die sich „*embodied cognition*“ nennt, konnten z. B. nachweisen: „Wenn man Verben hört, die sich auf Bewegungen der Beine beziehen, werden jene Regionen des motorischen Kortex aktiviert, die Beinbewegungen kontrollieren“ (Glenberg 2008, 47); Analoges gilt für Verben, die sich auf Bewegungen der Hände oder des Mundes beziehen. Ähnlich, wie es bei der Funktion der Spiegelneuronen beschrieben wird, „umfasst das Sprachverständnis die Simulation von Aktivitäten, die das neuronale System ansonsten für Wahrnehmung, Handlung und Emotionsverarbeitung benutzt“ (a.a.O., 43; vgl. auch Hauk et al. 2004; Tettamanti et al. 2005; Zwaan & Madden 2010).

Es gibt allerdings nicht nur eine weit gehende Zwischenleiblichkeit des Sprechens. Vielmehr schlägt sich die Körperlichkeit des Menschen auch in einer Reihe von Sprachmustern und linguistischen Metaphern nieder, die wir alle – meist völlig unbemerkt – täglich benutzen. Die Sprachphilosophen George Lakoff und Mark Johnson (z. B. 1999) haben dazu eine Vielzahl von Untersuchungen vorgelegt. Ich versuche, einen Gedanken zu „fassen“; ich „sehe“ etwas ein; etwas „geht“ mir „durch den Kopf“; mir „liegt“ ein Wort „auf der Zunge“; ich fühle mich durch eine entwertende Bemerkung „verletzt“ (vgl. Staemmler, 2016) – das sind nur ein paar wenige Beispiele für das allgemeine Phänomen, dass wir „das Nichtphysische in Begriffen des Physischen konzeptualisieren“ (Lakoff & Johnson 1998, 73). Es gibt dafür übrigens auch Beispiele in der gestalttherapeutischen Theoriebildung, z. B. in Perls' Konzept vom „geistig-seelischen Stoffwechsel“ (1978, 127ff.).

Nun zu meiner vierten These, die ich mit Heideggers (2003, 260) Worten so formulieren möchte:



*These 4: „Jedes gesprochene Wort ist schon Antwort:*

*Gegensage, entgegenkommendes, hörendes Sagen.“*

Mit dieser These möchte ich auf die *kontextuelle* Dimension des Sprechens hinweisen, die mit der relationalen Dimension zusammenhängt. Ich meine den Kontext, den Bakhtin mit seinem Begriff der „Äußerung“ charakterisieren wollte. Er meinte damit nicht nur die schon erwähnte expressive Funktion des Sprechens, sondern die Tatsache, dass alles, was ich sage, sowohl eine *Antwort* auf etwas ist, das zuvor gesagt wurde, als auch eine Mitteilung, die an jemanden *gerichtet* ist.

Den ersten Aspekt nannte Bakhtin die „Responsivität“ einer Äußerung, den zweiten ihre „Adressivität“. Beide Aspekte tragen dazu bei, dass jede Äußerung „ein Bindeglied in der Kette der sprachlichen Kommunikation“ (1986, 94) darstellt:

Jedes Verstehen der lebendigen Sprache, einer lebendigen Äußerung, ist inhärent responsiv . . . Jedes Verstehen ist durchsetzt mit Antworten und ruft diese unumgänglich . . . hervor. . . Und der Sprecher selbst ist an eben diesem aktiven, responsiven Verstehen orientiert. . . Er erwartet eine Antwort, Zustimmung, Mitgefühl, Einwände, entsprechendes Handeln usw. (Bakhtin 1986, 68f.)

Auch wenn es keine Privatsprache geben kann, weil die Möglichkeit der Verständigung von den kulturell verfügbaren „Sprachspielen“ abhängt (vgl. Wittgenstein 1971), zeichnet sich eine *Äußerung* dadurch aus, dass sie *Einmaligkeit* besitzt. Hermann Schmitz bezeichnet das als „die spezifische *Unübertragbarkeit* des Ausdrucks“ (1989, 180 – H.i.O.). Eine Äußerung *antwortet* auf eine oder mehrere andere Äußerungen, die ihrerseits aus ihren jeweiligen Kontexten heraus entstanden sind; und sie *adressiert* sich an konkrete Andere in ihren jeweiligen Situationen. Deshalb kann eine Äußerung

nie vollständig verstanden oder erklärt werden, wenn man nur ihren thematischen Inhalt berücksichtigt. Der Ausdruck einer Äußerung . . . bringt die Haltung des Sprechers gegenüber den Äußerungen Anderer zum Ausdruck und nicht nur gegenüber dem Objekt der Äußerung. . . . Wie sehr sie sich auch auf ihren Gegenstand konzentrieren mag, sie kann nicht anders, als in gewissem Grad eine Antwort auf das zu sein, was zuvor schon über den fraglichen Gegenstand gesagt wurde, . . . auch wenn dieser Ant-

wortcharakter keine prägnante äußere Form angenommen hat. . . . Die Äußerung ist voller *dialogischer Obertöne*. (Bakhtin 1986, 92 – H.i.O.)

In welchem großen Maße das der Fall ist, sieht man z. B. daran, dass solche „dialogischen Obertöne“ sogar in der Antizipation des weiteren Gesprächsverlaufs wirksam werden. Ein Sprecher ‚antwortet‘ manchmal schon auf den möglicherweise zu erwartenden Eindruck beim Hörer, *bevor* er die beabsichtigte Äußerung überhaupt ausspricht, z. B. indem er vorausschickt: „Das mag jetzt vielleicht komisch klingen, aber . . .“ Er reagiert sozusagen vorbeugend darauf, wie er vermutet, vom Anderen gehört und interpretiert zu werden, und bemüht sich so, dessen Auffassung von dem, was er zu sagen vorhat, schon präventiv zu beeinflussen.

Dabei berücksichtigt der Sprecher nicht nur den Inhalt des Gesprächs, sondern auch die aktuelle Situation, in der er sich mit seinem Gegenüber gerade befindet, sowie die Informationen und Eindrücke, die er von diesem schon früher gewonnen hat. Das Sprechen dient damit „sowohl dem Teilen von Information als auch dem Herstellen und Erhalten sozialer Beziehungen“ (Mercer 2000, 103).

Das alles macht jede Äußerung einmalig, auch wenn es an anderen Orten und zu anderen Zeiten Äußerungen gibt oder gegeben hat, die aus exakt denselben Wörtern bestanden. Daher muss man das gesprochene Wort als „*ein[en] zweiseitige[n] Akt* [verstehen]. Es wird in gleicher Weise dadurch bestimmt, *von wem* es ist, als auch, *für wen* es ist. Es ist, als Wort, genau *das Produkt der Interaktion von Sprechendem und Zuhörendem*“ (Voloshinov 1929/1975, 146 – H.i.O.).

Diese Zweiseitigkeit entspricht ziemlich genau dem, was Ernst Jandl (2009) über das Kontaktgeschehen auf körperlicher Ebene gesagt hat:

ich liege bei dir. deine arme  
halten mich. deine arme  
halten mehr als ich bin.  
deine arme halten, was ich bin  
wenn ich bei dir liege und  
deine arme mich halten

Auf die sprachliche Ebene übersetzt könnte man Jandl etwa so paraphrasieren:

„Ich rede mit dir. Deine Ohren / hören mich. Deine Ohren / hören mehr als ich sage. / Deine Ohren hören, was ich sage / wenn ich mit dir rede und / deine Ohren mich hören.“

Responsivität und Adressivität der Rede sind allerdings nicht nur Merkmale zwischenmenschlicher Kommunikation, sondern spielen auch im Umgang eines Menschen mit sich selbst eine wichtige Rolle. Denn bekanntlich reden wir nicht nur mit Anderen, sondern auch mit uns selbst. Und wir sprechen häufig – allerdings meist lautlos – mit wichtigen Anderen, die gar nicht physisch anwesend oder vielleicht sogar schon tot sind. Das führt mich zu meiner fünften These, die einige Aspekte der vorherigen Thesen zusammenführt sowie auf die therapeutische Praxis verweist:

*These 5: Im Laufe der Aneignung (Internalisierung) der Interaktion mit Anderen entwickelt sich ein dialogisches Format der Psyche, das auch verbale Formen annimmt.*

Man kann diese These vielleicht am besten verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, was der große russische Psychologe Lev Vygotskij als ein „psychologisches Grundgesetz“ bezeichnet hat. „Es besagt, daß das Kind im Entwicklungsprozeß jene Verhaltensformen sich selbst gegenüber anzuwenden beginnt, die zunächst andere ihm gegenüber praktiziert haben“ (1992, 230). Wir kennen ähnliche Phänomene unter dem Begriff der „Internalisierung.“

Das ist allerdings nur der erste Teil der Geschichte. Denn die psychische Entwicklung besteht ja nicht nur darin, Verhaltensweisen und Mitteilungen von Bezugspersonen zu internalisieren und dann auf sich selbst anzuwenden. Der zweite Teil der Geschichte besteht darin, dass die adressierte Person auf die Äußerungen der Anderen dann auch in irgendeiner Weise kreativ antwortet – sei es mit Zustimmung, Ablehnung, oder Differenzierung etc. Das heißt, die Dialogizität bringt Interaktionsmuster von Mitteilung und Antwort, von Stimulus und Response hervor, bei denen das eine immer mit dem anderen assoziiert ist.

Daniel Stern (2011, 184) hat hier von „Interaktionserfahrungen“ gesprochen, die man sich im Verlauf der Entwicklung aneignet. Und das passt ausgezeichnet zu Vygotskijs „Grundgesetz“: Was zu einer individuellen *psychischen*

*Funktion* wird, war zuvor eine *soziale Interaktion*. Es fand „zuerst auf der sozialen Ebene und später auf der individuellen Ebene [statt]; zuerst *zwischen* Menschen (*interpsychologisch*) und dann *innerhalb* des Kindes (*intrapsychologisch*)“ (1978, 57). Das meine ich mit dem „dialogischen Format“ des Selbst, denn auch die nunmehr zur individuellen psychischen Funktion gewordene Interaktion behält den interaktionellen, dialogischen Charakter bei.

Wenn ich z. B. von meinem Vater in Topdog-Manier herumkommandiert werde, ist es nicht nur wahrscheinlich, dass ich den Topdog introjiziere, mit dem ich mich dann selbst drangsaliere; vielmehr aktiviere ich zugleich auch den Underdog, der auf die Botschaften des Topdogs antwortet, indem er sich ihm unterwirft, gegen ihn rebelliert, mit ihm verhandelt etc. Es ist also der Topdog-Underdog-*Dialog*, der sich als mein eigener psychischer Prozess entwickelt, nachdem er primär zwischen meinem Vater und mir stattgefunden hat. – Grundsätzlich heißt das: Die Dialogizität des Selbst bedeutet auch seine Pluralität; um zum Individuum zu werden, muss man sich ‚vervielfältigen‘ (vgl. Bertau 2013, 50).

Bevor die Interaktionen mit Anderen auf Seiten des Kindes sprachliche Formen annehmen, finden sie natürlich erst einmal nonverbal statt (vgl. meine zweite These) – aber nicht vollständig! Denn die Bezugspersonen *sprechen* immer schon mit dem Kind, noch bevor es selbst sprechen kann. Dass es die Sprache überhaupt lernt, beruht ja darauf, dass zu ihm gesprochen wird. Die Ansprache ruft das Zuhören, Verstehen und Antworten hervor. Auch auf dieser grundsätzlichen Ebene handelt es sich um soziale Interaktionen, deren ‚internalisierte‘ Varianten dann eine dialogische Signatur tragen.

So erwirbt das Kind die Fähigkeit, sich selbst anzusprechen und sich selbst Antworten zu geben; das so genannte „innere Sprechen“ beginnt, das wir alle von uns kennen und das sowohl selbstunterstützende wie selbstdestruktive Formen zeitigen kann. Mit der notwendigen Entwicklung des Gedächtnisses, speziell der so genannten „Objekt Konstanz“ (vgl. Fraiberg 1969), wird es dann auch möglich, sich andere Menschen vorzustellen, die gerade nicht anwesend sind, und imaginativ mit ihnen ins Gespräch zu kommen.

Und genau das machen wir uns therapeutisch zunutze, wenn wir mit den Techniken arbeiten, die traditionell einen Stuhl als Requisit heranziehen. (Ich werde in meinem Seminar morgen mehr darüber sagen.) –

Mit meiner sechsten und letzten These möchte ich vom Sprechen noch einmal auf die Sprache zurückkommen:

*These 6: Die Sprache eröffnet die „zweite“ Welt der Bedeutungen,  
der Symbole, der Interpretationen und des Verstehens.*

In seinem Buch *Sprache und Bewusstsein* geht Alexander Lurija, neben Vygotskij ein Protagonist der russischen „kulturhistorischen Schule“, von einer grundlegenden Unterscheidung aus und schreibt:

Der Mensch ohne das Wort hatte es nur mit jenen Dingen zu tun, die er unmittelbar sah, mit denen er manipulieren konnte. Mit Hilfe einer Sprache, die Gegenstände bezeichnet, kann der Mensch im Geiste sogar mit Gegenständen umgehen, die er gar nicht unmittelbar wahrgenommen hat und die nicht zuvor Bestandteil seiner Erfahrung geworden sind. Das Wort gibt dem Menschen also die Möglichkeit, gedanklich mit Gegenständen zu operieren, selbst wenn sie nicht zugegen sind. Das Tier lebt lediglich in der Welt der sinnlich wahrnehmbaren Gegenstände und Situationen, der Mensch dagegen in einer zweifachen Welt. (1982, 33f.)

Die zweite Welt des Menschen ist die Welt der symbolischen Interaktion, d. h. des Austauschs von Gedanken, Fantasien, Bedeutungen, Ideen, Geschichten, Theorien, (Alb-)Träumen, Gefahren, Hoffnungen, Visionen und von vielem mehr, was das Leben und Erleben von Menschen neben ihrer jeweils unmittelbar wahrgenommenen Situation maßgeblich mitbestimmt und was sie einander im Alltag meist auf dem Wege der sprachlichen Äußerung mitteilen und so miteinander teilen.

Dass Sprachen „Weltansichten“ (Humboldt) sind, habe ich vorhin schon erwähnt. Die jeweiligen Bedeutungen, die auf dem Wege des Sprechens vergeben werden, betreffen allerdings nicht nur kollektive Sprachen wie das Deutsche, Chinesische oder Bantu. Sie betreffen auch einzelne Wörter in individuellen Äußerungen. Denn „ein Wort, dem jede Bedeutung fehlt, ist kein Wort, es ist ein leerer Laut. Folglich ist die Bedeutung ein notwendiges, konstituierendes Merkmal des Wortes selbst“ (Vygotskij 1934/2002, 389).

Seine Bedeutung gewinnt ein Wort daraus, dass es zugleich ein *Begriff* ist, d. h. eine Generalisierung enthält: Wenn ich z. B. auf ein konkretes Haus zeige und sage, „das ist ein Haus“, ordne ich das konkrete Haus in die *Kategorie* „Haus“ ein. „Verallgemeinerung und Wortbedeutung sind Synonyme“ (a.a.O.).

So trivial das zunächst klingt, weil es für uns so alltäglich und selbstverständlich ist – es ist ein Wunder! Denn mit der Zuschreibung von Bedeutungen entsteht die wunderbare Möglichkeit des *Verstehens*. Wenn ich die sichtbare Anhäufung von Baumaterialien als ein „Haus“ bezeichne, verstehe ich einerseits den Sinn in der Anordnung der wahrgenommenen Steine, Dachziegel, Fenster etc. Und andererseits kann ich das Wahrgenommene in einen größeren Zusammenhang einordnen, wodurch mir dieses konkrete Haus als ein Beispiel für die gesamte Kategorie von Häusern begreiflich wird. Heidegger spricht daher von der „Als-Struktur“ des Verstehens (1953, 148ff.).

Damit sind wir bei ganz wesentlichen Fragen angekommen, um die es in jeder Psychotherapie auf die eine oder andere Weise geht:

- Welche Bedeutungen geben Menschen ihren Erfahrungen, insbesondere denen mit anderen Menschen?
- Wie gelingt oder misslingt es ihnen, sich miteinander zu verständigen?
- Können sie in Worte fassen, was sie empfinden?
- Fühlen sie sich verstanden, wenn man ihnen sagt, wie man sie versteht?
- Sind sie bereit und fähig, mit anderen Menschen *gemeinsame* Bedeutungen zu konstruieren?
- Können sie über Missverständnisse so miteinander reden, dass ein neues, gegenseitiges Verständnis daraus erwächst?

Die Reihe dieser Fragen ließe sich fortsetzen, und ich nehme an, dass wir in diesen Tagen noch auf viele weitere stoßen werden.

Wir haben es jedenfalls mit der Tatsache zu tun, dass man sich in einem Zirkel bewegt, wenn man sich um Verständigung bemüht: Einerseits sind den Wörtern in einer Kultur bestimmte Bedeutungen zugeordnet, andererseits sind diese Bedeutungen – trotz aller Lexika – auch nicht so fest definiert, dass sie ein-eindeutig wären. In jedem Kontext erhalten sie andere Konnotationen, sie haben, wie Gadamer sagt,

eine schwankende Bedeutungsbreite . . ., und gerade dieses Schwanken macht die eigentümliche Waghalsigkeit des Sprechens aus. Erst im Vollzug des Sprechens, im Weitersprechen, im Aufbau eines sprachlichen Kontextes fixieren sich die bedeutungstragenden Momente der Rede, indem sie sich gleichsam gegenseitig zurechtrücken. (Gadamer 1993, 197)

Das ist der so genannte „hermeneutische Zirkel“, der Prozess des Verstehens, der zwischen dem einzelnen Wort, den Sätzen, dem gesamten Gespräch und dem umfassenden Diskurs oszillieren muss, wenn man Verständigung erreichen will. Perls und Goodman wandten sich deswegen gegen die „Abwertung der menschlichen Redeweise, als ob wir genug andere Kommunikationsmittel hätten. Die gibt es jedoch nicht“ (Perls et al. 2006, 41f.).

Wenn die Menschen allein wären, brauchten sie nicht zu sprechen. Und auch wenn keine Differenz zwischen mir und dir wäre, brauchten wir nicht zu kommunizieren. Wir sprechen aber gerade, weil wir nicht allein sind und weil der andere verschieden ist. Deswegen versuchen wir nämlich immer wieder, vom anderen verstanden zu werden und den anderen zu verstehen, sozusagen die Differenz zu überwinden. Dieser nicht endende Versuch ist das Sprechen. (Trabant 2008, 58)

Natürlich funktioniert die Kommunikation nicht immer reibungslos: Mit jedem weiteren Satz, der zur Erläuterung eines vorangegangenen gesprochen wird, ergeben sich auch neue „Schwankungen“, Unklarheiten, Fragen und Möglichkeiten zum Missverständnis. Das kann bekanntlich zu vielfältigen zwischenmenschlichen Problemen führen, die sich nur auflösen lassen, wenn man miteinander darüber spricht, was zuvor gesprochen wurde. Andererseits können Gespräche aber auch sehr anregend sein, weshalb man ein Gespräch ja auch als eine „Unterhaltung“ bezeichnet. Heinrich von Kleist (1983, 307ff.) hat wunderschön beschrieben, wie „die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ stattfindet.

Dabei ist eigentlich nur eines sicher: Der Dialog geht unendlich weiter, solange es menschliches Bewusstsein gibt. Denn, so sagt Vygotskij (1934/2002),

das Bewusstsein spiegelt sich im Wort wider wie die Sonne in einem kleinen Wassertropfen. Das Wort verhält sich zum Bewusstsein wie eine kleine Welt zu einer großen, wie die lebendige Zelle zum Organismus, wie das

Atom zum Kosmos. Es ist eine kleine Bewusstseinswelt. Das sinnerfüllte  
Wort ist der Mikrokosmos des menschlichen Bewusstseins. (467)

Ich wünsche uns viele anregende Gespräche.

### *Literatur*

- Bakhtin, M. M. (1971). *Probleme der Poetik Dostoevskijs*. München: Hanser.
- Bakhtin, M. M. (1986). *Speech genres and other late essays* (C. Emerson & M. Holquist, Hg.) Austin: University of Texas Press.
- Bertau, M.-C. (2013). Voices of others unto the self, voices of others in the self: Polyphony as means and resource for constructing and reconstructing social reality. In A. Liégeois, R. Burggraeve, M. Riemsdagh & J. Corveleyn (Eds.), „After you!“ *Dialogical ethics and the pastoral counselling process* (S. 37-65). Leuven, Paris & Walpole, MA: Peeters.
- Buber, M. (1936). *Ich und Du*. Berlin: Schocken.
- Butzkamm, W., & Butzkamm, J. (2008). *Wie Kinder sprechen lernen – Kindliche Entwicklung und die Sprachlichkeit des Menschen*. Tübingen: Francke.
- de Saussure (1931). *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin: de Gruyter.
- Fraiberg, S. (1969). Libidinal object constancy and mental representation. *Psychoanalytic Study of the Child* 24/1, 9–47.
- Gadamer, H.-G. (1993). *Wahrheit und Methode – Ergänzungen, Register, Band II*. Tübingen: Mohr.
- Gibbs, R. W. (2005). *Embodiment and cognitive science*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Glenberg, A. M. (2008). Towards the integration of bodily states, language, and action. In G. R. Semin & E. R. Smith (Hg.), *Embodied grounding: Social, cognitive, affective, and neuroscientific approaches* (S. 43-70). Cambridge: Cambridge University Press.
- Goldin-Meadow, S. (1998). The development of gesture and speech as an integrated system. In J. M. Iverson & S. Goldin-Meadow (Hg.), *The nature and functions of gesture in children's communication* (S. 29-42). San Francisco: Jossey-Bass.
- Goodman, P. (1971). *Speaking and language: Defence of poetry*. London: Wildwood House.
- Hauk, O., Johnsrude, I., & Pulvermüller, F. (2004). Somatotopic representation of action words in human motor and premotor cortex. *Neuron* 41/2, 301-307.
- Heidegger, M. (1953). *Sein und Zeit*. Tübingen: Niemeyer.
- Heidegger, M. (2003). *Unterwegs zur Sprache*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Jandl, E. (2009). *Liebesgedichte* (K. Siblewski, Hg.). Frankfurt am Main: Insel.
- Kaye, K. (1982). *The mental and social life of babies: How parents create persons*. London: Methuen.
- Kaye, K., & Wells, A. J. (1980). Mothers' jiggling and the burst-pause pattern in neonatal feeding. *Infant Behavior and Development* 3/1, 29-46.
- Kendon, A. (2005) *Gesture: Visible action as utterance*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Krämer, S., & König, E. (Hg.) (2002). *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lakoff, G., & Johnson, M. (1998). *Leben in Metaphern – Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Heidelberg: Auer.
- Lakoff, G., & Johnson, M. (1999). *Philosophy in the flesh: The embodied mind and its challenge to Western thought*. New York: Basic Books.
- Lévinas, E. (1983). *Die Spur des Anderen – Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie*. Freiburg & München: Alber.
- Lurija, A. R. (1982). *Sprache und Bewußtsein*. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Mampe, B., Friederici, A. D., Christophe, A., & Wermke, K. (2009). Newborn's cry melody is shaped by their native language. *Current Biology* 19/23, 1994-1997.
- Matta, M. C. (1986). *Die Beziehung von Körperlichkeit und Sprachlichkeit im psychoanalytischen Prozess*. Zürich: ADAG.
- Mercer, N. (2000). *Words and minds: How we use language to think together*. London & New York: Routledge.
- Papoušek, M. (1995). *Vom ersten Schrei zum ersten Wort – Anfänge der Sprachentwicklung in der vor-sprachlichen Kommunikation*. Bern: Huber.
- Perls, F. S. (1978). *Das Ich, der Hunger und die Aggression – Die Anfänge der Gestalttherapie*. Stuttgart: Klett-Cotta.



- Perls, F. S. (1981). *Gestalt-Wahrnehmung – Verworfenes und Wiedergefundenes aus meiner Mülltonne*. Frankfurt am Main: Verlag für Humanistische Psychologie.
- Perls, F. S., Hefferline, R., & Goodman, P. (2006). *Gestalttherapie – Grundlagen der Lebensfreude und Persönlichkeitsentfaltung* (siebte, neu übersetzte Auflage). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Petzold, H. G. (1995). Integrative Therapie in der Lebensspanne – Zur entwicklungspsychologischen und gedächtnistheoretischen Fundierung aktiver und leibzentrierter Interventionen bei ‚frühen Schädigungen‘ und ‚negativen Ereignisketten‘ in unglücklichen Lebenskarrieren. In H. G. Petzold (Hg.), *Psychotherapie und Babyforschung, Bd. II: Die Kraft liebevoller Blicke – Säuglingsbeobachtungen revolutionieren die Psychotherapie* (S. 325-490). Paderborn: Junfermann.
- Schmitz, H. (1989). *Leib und Gefühl – Materialien zu einer philosophischen Therapeutik* (H. Gausebeck & G. Risch, Hg.) Paderborn: Junfermann.
- Staemmler, F.-M. (2003). *Ganzheitliches ‚Gespräch‘, ‚sprechender Leib, lebendige Sprache*. Bergisch Gladbach: EHP.
- Staemmler, F.-M. (2009). *Was ist eigentlich Gestalttherapie? – Eine Einführung für Neugierige*. Bergisch Gladbach: EHP.
- Staemmler, F.-M. (2015). *Das dialogische Selbst – Postmodernes Menschenbild und psychotherapeutische Praxis*. Stuttgart: Schattauer.
- Staemmler, F.-M. (2016). *Kränkungen – Verständnis und Bewältigung alltäglicher Tragödien*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Stern, D. N. (2011). *Formen der Vitalität – Die Erforschung dynamischen Erlebens in Psychotherapie, Entwicklungspsychologie und den Künsten*. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Tettamanti, M., Buccino, G., Saccuman, M. C., Gallese, V., Danna, M., Scifo, P., Fazio, F., Rizzolatti, G., Cappa, S. F., & Perani, D. (2005). Listening to action-related sentences activates fronto-parietal motor circuits. *Journal of Cognitive Neuroscience* 17/2, 273-281.
- Trabant, J. (2008). *Was ist Sprache?* München: Beck.
- Trevarthen, C., & Aitken, K. J. (2001). Infant intersubjectivity: Research, theory, and clinical applications. *Journal of Child Psychology and Psychiatry* 42/1, 3-48.
- Voloshinov, V. N. (1929/1975). *Marxismus und Sprachphilosophie – Grundlegende Probleme der soziologischen Methode in der Sprachwissenschaft*. Frankfurt am Main: Ullstein.
- von Humboldt, W. (1905/1968). *Gesammelte Schriften, Band IV*. Berlin: de Gruyter.
- von Humboldt, W. (1907/1968). *Gesammelte Schriften, Band VII*. Berlin: de Gruyter.
- von Kleist, H. (1983). *Werke in zwei Bänden – Erster Band*. Berlin & Weimar: Aufbau.
- Vygotskij, L. S. (1934/2002). *Denken und Sprechen*. Weinheim & Basel: Beltz.
- Vygotsky, L. S. (1978). *Mind in society: The development of higher psychological processes* (M. Cole, V. John-Steiner, S. Scribner & E. Souberman, Hg.) Cambridge, MA, & London: Harvard University Press.
- Vygotskij, L. S. (1992). *Geschichte der höheren psychischen Funktionen*. Münster & Hamburg: LIT.
- Wittgenstein, L. (1971). *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Whorf, B. L. (1963). *Sprache, Denken, Wirklichkeit – Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie*. Reinbek: Rowohlt.
- Wood, J. T. (1994). Engendered identities: Shaping voice and mind through gender. In D. R. Vocate (Hg.), *Intrapersonal communication: Different voices, different minds* (S. 145–167). Hillsdale, NJ, & Hove, UK: Erlbaum Associates.
- Zwaan, R. A., & Madden, C. J. (2010). Embodied sentence comprehension. In D. Pecher & R. A. Zwaan (Hg.), *The grounding of cognition: The role of perception and action in memory, language, and thinking* (S. 224-245). Cambridge, UK: Cambridge University Press.